



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutscher Glaube und Brauch bei Aussaat und Ernte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutscher Glaube und Brauch bei Aussaat und Ernte.

Wir befinden uns mit dem Folgenden wieder einmal auf dem Gebiete des alten Glaubens und der alten Sitte, von denen jener auch als Aberglaube bezeichnet wird, und die beide mehr oder minder ein Nachhall der Zeiten sind, wo die Deutschen noch Wuotan, den Himmelsgott, Donar, den rothbärtigen Wetterherrn, und die fruchtspendende Erdmutter verehrten, die in den nördlichen Gauen Herke, Frick oder Holda, im Süden Perchta hieß. Veranlaßt werden wir zu diesen Betrachtungen dadurch, daß wieder einmal die Ernte im Gange und nahezu vollendet ist. Langsamem Schrittes stieg sie vom Süden nach Norden und hier bei uns wieder von der Ebene nach dem Gebirge hinauf — in Thüringen von der Goldnen Aue bis nach Oberhof, wo im Winter der Schnee zwölf Fuß hoch liegt, und von den Feldern um Stadt Ilm bis zum Knie des Schneekopfs über Manebach, wo wir dieses Jahr in der Mitte des September noch Weizen und Hafer einbringen sahen.

Auf den Aekern schnitten Sense und Sichel den weißen Roggen, um dann auch den röthlichen Weizen und die borstige Gerste — die älteste Getreideart auf deutschem Boden, nach welcher einst Fro, der Erntegott, den goldborstigen Eber zum Attribut bekam — von rüstigen Armen geschwungen, darniederzulegen. Wir sahen die Schwaden fallen, die Garbenbinderinnen ihre Mandeln sichten, die Erntewagen hochgethürmte Fuder der Scheune zuführen. Was die nicht faßte, bildete unter freiem Himmel mächtige Mieten und Felme. Ueber das Stoppelfeld hin aber ging mit den Vögeln die Schaar der Dorfarmen, die gleich jenen nicht säet und doch ernährt wird, zu bescheidener Nachlese. Allenthalben, im Blachfeld wie in den Bergthälern, hören wir jetzt bereits den taktmäßigen Fall der Flegel und das Schnurren und Klappern der Maschinen, die das Korn zu neuem Brote dreschen.

In den Gärten und auf den Gemüsebeeten überm Zaune draußen verwandelten sich inzwischen die Blüthendolden der Stock- und Laufbohnen in Schotenbündel, schwoh der Krautkopf, sträubten Braunkohl und Grünkohl ihren krausen Federbusch und reifte neben der Kürbe — auch einer der ältesten Speisen der Deutschen — die Knolle der Kartoffel, die jener erst seit anderthalb Jahrhunderten an die Seite getreten ist. Weiterhin schlugen zur Freude der Hausfrauen Flachsbreiten im Winde ihre blauen Wellen, rankte sich hochaufstrebend der Hopfen um seine Stangen, nahmen in den Wipfeln des Obstgartens Apfel und Pflaume allmählich die Farben der Reife an, und rötheten

sich am Spalier der Hauswand die Wangen der Pflirsche. Nicht lange, und auch die Rebe wird ihre Frucht an den Winzer abgegeben haben, auf die Arbeit der Tenne wird die Arbeit der Kelter folgen, und die Ernte wird vollendet sein.

Der Segen kam wie vor Alters von oben. Im Uebrigen erntet jeder, wie er gepflügt und gedüngt, gesätet und gegossen hat. Der Landwirth mit modernen Grundsätzen, mit Entwässerungsröhren und Berieselungsgräben, mit Knochenmehl, Düngesalz und Guano auf dem Lande fährt außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wissenschaft in seine Vorrathshäuser. Der Bauer alten Glaubens findet nur, was seine Väter fanden, wenn sie fleißige Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachlässigten, mit denen uraltes Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saat zu fördern gebot.

Auch der Altgläubige hat seine „Wissenschaft“ bei der Bereitung seines Ackers, bei der Aussaat und bei der Sicherung derselben vor feindlichen Mächten. Er hat seine Bauernregeln, seine Rockenphilosophie, seine Schwend- und Loostage. Er weiß, daß zum Säen des Getreides und zum Pflanzen von Hackfrüchten gewisse Zeiten gewählt und andere vermieden werden müssen. Er säet, wenn es irgend möglich, seinen Roggen am Gründonnerstage oder an Sanct Urban (25. Mai), seine Gerste und seinen Hafer am Tage Benedict (21. März), seine Erbsen am Gregorstage (12. März), seine Linsen an Jacob und Philippi (1. Mai), seine Wicken am Kilianstage (8. Juli), seinen Buchweizen, „damit er nicht zu lange blüht“, bei abnehmendem Monde. Alles, was in der Marterwoche gesät wird, kommt gut fort; dagegen wird aus dem vom 1. bis 7. April Gesäeten mehr Unkraut als Frucht. Großväterlicher Regeln eingedenk, hütet der ländliche Tagewähler sich, derlei Arbeit an Gall oder Michaelis vorzunehmen, desgleichen sind die Mittwoch und der Sonnabend dabei ausgeschlossen. Nicht leicht wird er an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf sein Feld fahren oder im Krebs Rüben oder Kohl pflanzen.

Diese Regeln sind ziemlich allgemein gültig unter dem altgläubigen Landvolk im deutschen Norden. Andere gelten nur in der oder jener Landschaft. Wenn der erste Acker besät wird, setzt man in Ostfriesland, Westphalen und Schlesien einen Spaten an das Ende desselben und macht den ersten Wurf kreuzförmig herum — ein Gebrauch, der in christlicher Zeit entstanden, aber auch eine verdunkelte Erinnerung an den Hammer Donar's sein kann, dessen Rune die Kreuzform hatte. In Schwaben streut der altgläubige Bauer zuerst eine Handvoll Samen im Namen Gottes des Vaters, dann eine in dem des Sohnes und zuletzt eine in dem des heiligen Geistes aus — in der Urzeit wird man dabei vermuthlich die drei höchsten Götter

angerufen haben. In Hessen nimmt man zu Sätüchern Leinwand, zu welcher ein Mädchen unter sieben Jahren das Garn gesponnen hat. In Schlessen und der benachbarten Oberlausitz sowie in Mecklenburg herrscht hier und da noch die Sitte, sich beim Säen der Gerste drei Körner unter die Zunge zu legen und dieselben nach vollendeter Ausstreuung der übrigen in drei Ecken des Feldes in die Erde zu stecken, wozu man eine Zauberformel mit dem Namen der Dreifaltigkeit murmelt. Während des Säens selbst aber darf kein Wort gesprochen werden. Das ganze Verfahren soll die Saat vor Vögelraub schützen. Ähnlich macht man es in Lauenburg mit dem Weizen und in Hessen und der Mark mit den Erbsen. Der Weizen wird im Harz vor Schaden bewahrt, indem man den Samen vor dem Ausstreuen stillschweigend auf den Kopf hebt und dann spricht: „Weizen, ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Treppe und Brand.“ Vor Hagelschaden sichert der Bauer der Wetterau seine Felder durch Kohlen vom Osterfeuer oder durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmsonntage in der Kirche geweiht worden sind, und die man darauf in den Acker steckt. Vor Bezauberung durch „böse Leute“ stellt man das Getreide in ganz Mitteldeutschland, namentlich in Schlessen, Sachsen und Thüringen, dadurch sicher, daß man eine Eule an das Scheunenthor nagelt. Wieder dem Aberglauben in der Wetterau gehört die Meinung an, nach welcher man sich eine reiche Ernte verschafft, wenn man drei Kornähren an den Spiegel steckt und dazu die drei heiligsten Namen ausspricht. Stirbt in Franken und Hessen eine Hausfrau, so müssen sämtliche Sämereien im Gehöft durcheinander gerührt werden, weil sie sonst nach der Ausfaat nicht aufgehen.

Glückverheißende Saatzeiten für den Lein, der nächst dem Getreide im Leben des Ackerbauers die wichtigste Rolle spielt, sind dem altgläubigen Ostpreußen der zweite Juni, dem Märker der Tag Mariä Bekleidung, dem Mecklenburger „der hundertste Tag“ (von Neujahr oder von Lichtmess an?), anderen Norddeutschen der Gründonnerstag oder der Sanct Ezechielstag (10. April). Im Mai gesät giebt er, wie die Bauern um Königsberg meinen, schlechte Leinwand. Hans muß man am Marcustage (24. April) säen, dann geht er gut auf, doch darf man an diesem Tage kein Fleisch essen, auch muß Neumond sein, wenn das zutreffen soll. Im Lauenburgischen gewinnt sich die Braut reichen Flachsesegen, wenn sie sich, bevor sie zur Trauung an den Altar geht, eine Rist Flachß um das linke Bein bindet; denn „der Flachß wird dadurch vom Pfarrer mitgesegnet.“ Um den Flachß recht lang werden zu lassen, springt die Hauswirthin des Schlessers und des Märkers, der auf alte Sähung hält, in der Fastnacht beim Tanz im Krüge, so hoch sie kann. Zu gleichem Zwecke muß im Harz am Fastnachtstage, in Ostpreußen am Gründonnerstage die älteste Jungfer des Hauses rückwärts vom Tische springen. Der Mecklen-

burger aber weiß ein anderes erprobtes Mittel zur Erlangung einer guten Flachsernte: er steckt beim Säen eine Harke in das Feld, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und ebenso hoch zu werden strebe, wie der Harkenstiel. Wieder andere Wege zu demselben Ziele schlägt der Landmann in Thüringen ein, indem er beim Ausstreuen der Leinsaat möglichst weit ausschreitet, an beiden Enden des Leinsfeldes große Büsche von Hollunder, der in der Heidenzeit ein heiliger Baum war, aufpflanzt, und auf dem besäeten Acker ein paar frische Eier ist. An einigen Orten herrscht auch der Gebrauch, daß die ganze Familie, damit der Flachs recht wohl gerathe, am Himmelfahrtstage Milch und Semmel verspeißt.

Mit ähnlichem Zauber düngen und pflegen die Altgläubigen ihre Gemüsebeete und Obstgärten. Nach der Sitte der Väter steckt der Schlesier seine Bohnen am Tage Christian (14. Mai), der Wetterauer die seinen am Gründonnerstage, „damit sie nicht erfrieren“. Damit sie aber recht reichlich tragen, steckt sie der letztere immer in ungrader Zahl. Die Erbsen müssen in Westpreußen und der Mark bei abnehmendem Monde gesäet werden; denn sonst blühen sie, sagt man, zu lange; Kürbisse sind nach mecklenburgischer und lauenburgischer Bauernregel am Abend vor Himmelfahrt zu stecken, wenn das Fest mit der großen Glocke eingeläutet wird, da nach der Erfahrung der alten Leute ihre Früchte dann sehr groß werden, Gurken aus demselben Grunde und „weil ihnen dann der Frost nichts anhaben kann“, nach schlesischem und wetterausischem Volksglauben am Abend vor Walpurgis. Kohl muß man, wofern er gedeihen soll, am Gründonnerstage, wenn zur Kirche geläutet wird, pflanzen, sagt man unter den Landleuten der Wetterau, und ihn drei Freitage nach einander behacken, fügt der lauenburgische Bauer hinzu. Kartoffeln dürfen, wie man im Mecklenburgischen meint, nicht an einem Tage gesteckt werden, der im Kalender mit dem Zeichen des Steinbocks markirt ist, weil sie in diesem Falle sich nicht gut kochen; dagegen ist zu rathen, sie bei weichem, d. h. südlichem oder südwestlichem Winde zu pflanzen, da sie dann leicht aufplätzen.

Der heilige Karl, dessen Tag der 28. Januar ist, herrscht über Weinstöcke und Obstbäume, und deshalb darf der, welcher diese nicht eher verschnitten hat, nicht versäumen, dies an diesem Tage zu besorgen. Der heilige Blasius, dem der 3. Februar geweiht ist, gilt als specieller Schutzpatron der Obstbäume, darum soll man die Versekung der letzteren an diesem Tage vornehmen. Wer seine Apfel- und Birnbäume auf Fastnacht beschneidet, der sichert sie nach einem andern Aberglauben vor Raupen und die Früchte vor Würmern. Die am 19. Februar gepflanzten Bäume, sagt wieder eine andere Regel des Volkes in verschiedenen katholischen Landstrichen, stehen unter der Obhut der heiligen Susanna. Ganz allgemein herrscht der Gebrauch, die Obstbäume in

den heiligsten zwölf Nächten oder Roostagen, d. h. vom Weihnachtsabend bis zum Abend des Dreikönigstags, durch Umwinden mit Strohseilen fruchtbar zu machen. In Schlessen erstrebt man den gleichen Zweck dadurch, daß man am Sylvesterabend in ihre Zweige hinein schießt, in Mecklenburg steckt man an demselben Abend ein Geldstück in einen Spalt ihrer Rinde. In Hessen wird ein junger zum ersten Male tragender Baum fruchtbar gemacht, wenn man seine Früchte von einem noch auf dem Arme getragenen Kinde oder mindestens von einem Kinde unter sieben Jahren abpflücken läßt. In der Altmark bewirkt man dasselbe, wenn man die Äpfel oder Birnen in einen recht großen Sack pflückt und einige davon am Baume läßt. Werden in Schlessen die ersten Früchte gestohlen, so trägt der verstimmte Baum ganze sieben Jahre nicht mehr. Wenn in der Wetterau auf einem Gehöft der Hofhund stirbt, so muß man ihn unter einem Obstbaum des Gartens begraben, da derselbe dann sehr reichlich trägt, eine Regel, die auch in Schlessen gilt.

So ist denn die Zeit der Pflege von Feld und Garten vergangen. Mancherlei andere Regeln, oft sinnreich, bisweilen sinnlos, hatte der Altgläubige noch zu beobachten; denn groß ist in den Kreisen, wo die Roccenphilosophie der guten alten Zeit noch das Regiment führt, das Kapitel von dem, was man soll und nicht soll. Er hat sie befolgt, treu und sorgfältig, wie es ihm gelehrt worden, wenn auch nicht mit dem vollen Glauben an sie wie seine Väter. Der gewissenhaft angewandte Zauber hat seine Wirkung gethan, die gewissenhafte Arbeit mit Pflug und Hacke noch bessere, der Himmel mit Sonne und Regen, je nach des Jahres Art, die beste. Die Ernte ist da, um den Arbeitern ihren Lohn zu reichen, und auch sie ist mit einem Kranze von Bräuchen umgeben, die in Süddeutschland und Norddeutschland im Wesentlichen verwandt sind und hier wie dort mehr oder minder deutlich auf die Zeit zurückweisen, wo man noch Wuotan und der Erdmutter Herke opferte.

Wir heben von diesen Sitten der Erntezeit vor allem die hervor, die sich auf die Behandlung bezieht, welcher der letzten Garbe auf dem Stoppelfelde zu Theil wird. Die älteste Gestalt dieses Gebrauches finden wir in Norddeutschland. In Mecklenburg und der Mark läßt man (ließ man wenigstens noch vor einigen Jahrzehnten) bei der Roggenernte einen Theil des Getreides, der oben zusammengebunden wird, auf dem Felde stehen. Um diesen Getreidebüschel, den man mit Bier besprengt, sammeln sich nach vollbrachter Arbeit die Schnitter, nehmen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts und rufen:

„Wode, Wode
 Hal dinem Päre nu Foder,
 Nu Distel unde Dorn
 Tom andern Jahr beter Korn.“

Der Büschel heißt der „Fergodentheel“, d. ist Fro Woden's oder Herrn Wuotan's Anteil, die Ceremonie wird der „Erntesege“, der Schmaus, der dann den Knechten und Tagelöhnern gegeben wird, „Wodelbier“ genannt. Wir haben hier also ganz offenbar ein Opfer und ein Gebet vor uns, bei welchem Wuotan, der alte Himmelsgott und Erntespender, sogar noch genannt wird, und bei dem auch die heidnische Libation nicht fehlt. Sehr ähnlich ist der im Rippeschen und Hessischen noch hier und da vorkommende Gebrauch, nach welchem die Schnitter die letzte Garbe, durch die sie einen blumenbefränzten Stab gesteckt, umtanzen und, dazu an die Sensen schlagend, „Wauden! Wauden! Wauden!“ rufen. Ebenfalls ganz deutlich haben wir das altdeutsche Heidenthum vor den Augen, wenn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erntearbeiter im Schaumburgischen, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begossen, sich entblößten Hauptes um jene, den „Waulroggen“, sammelten und tanzend eine alte Weise sangen, welche hochdeutsch lautet:

„Wode, Wode, Wode!
 Himmelsriese weiß, was geschieht,
 Immer nieder vom Himmel sieht.
 Volle Krüge und Garben hat er,
 Auch im Wald wächst's mannigfalt.
 Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
 Wode, Wode, Wode!“

Aus Süddeutschland gehört eine bayerische Sitte hierher, nach welcher die stehengelassenen Roggenhalme zu einer Menschengestalt zusammengebunden und mit Blumen geschmückt werden. Vor dieser Puppe, welche „Dswald“ (vielleicht der Afenwalter, der Götterherrscher) heißt, fallen die Mäher auf die Knie und beten: „Heiliger Dswald, wir danken dir, daß wir uns nicht geschnitten haben.“ In Franken, Schwaben und wieder im norddeutschen Westphalen ist der Gott noch mehr verblaßt, die Auszeichnung der letzten Garbe aber geblieben. In Franken heißt das geschmückte Aehrenbündel der „Dle“ und man umtanzt es mit dem Reim:

„O heiliger Sanct Mäha,
 Bescher über's Jahr mea!
 So viel Köppla, so viel Schöckla,
 So viel Aehrle, so viel Zährle.“

In der Gegend von Schwäbisch Gmünd und Ulm kniet der Bauer, bevor er die Winterfrucht schneidet, mit seinen Leuten auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunser und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man an einer vorher schon bezeichneten Stelle einige Halme stehen, steckt

in ihre Mitte eine kleine Birke oder Pappel, an die man jene mit bunten Bändern befestigt, und betet dann vor ihr knieend wie vorher. An einigen Orten bleibt diese kleine Garbe, die der „Mockel“ heißt, auf dem Stoppelacker stehen, anderwärts wird sie zuletzt abgehauen, um das letzte Fuder zu schmücken. Von einer uns vorliegenden großen Anzahl westphälischer Erntesitten theilen wir nur einige besonders charakteristische mit. Wenn in den Dörfern Deckbergen und Kleinbremen das Korn abgemäht ist, werfen die Schnitter unter dem Rufe: „Waul, Waul, Waul!“ ihre Mäsen in die Höhe. In der Umgebung von Borgloh, Bissendorf und Gesmold bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Strohsseil zusammen, so daß sie eine Puppe bilden, die man darauf am Ende einer Mandel aufstellt, wonach alle Schnitter und Binderinnen herzukommen und jubelnd „De Aule, de Aule!“ rufen. Bisweilen wird auch da, wo das beste Korn steht, ein Baum aufgepflanzt, worauf man die um ihn herumliegenden Halme zu einer größeren Garbe um ihn zusammenbindet, welche „de Olle“ heißt. Diese Garbe fällt zuletzt der Großmagd zu, während bei Iserlohn die jedenfalls ältere Sitte herrscht, jene Garbe, die hier ebenfalls „de Olle“ genannt wird, an dem Baume hängen zu lassen, so daß sie die Erinnerung an das alte Erntepfer bezeichnet. Ist bei „de Olle“ an Wuotan als den „Alten“ zu denken, von dem das Schnittergebet der Schaumburgischen Bauern sprach, so haben wir in dem Namen „de Greaute Meaur“, wie die letzte Garbe in den Dörfern bei Anna, und in der Bezeichnung „Herkelmate“, wie sie in der Nachbarschaft von Werl heißt, einen Nachhall an die Erntemutter und Erdgöttin Herke zu vermuthen, die, wie bemerkt, in andern deutschen Landstrichen Frick, Frau Holle oder Perchta genannt wurde und unter diesem Namen noch hier und da spukt.

Eine wichtige Rolle scheint ehemals bei den Erntefesten als Opfer oder Hauptgericht beim Schmause der Hahn gespielt zu haben. In Schwaben ist davon nur ein Hahnenschlagen und der Ausdruck „Schnitthahn“, mit dem man zu Leutkirch den sonst in schwäbischen Landen „Sichelhenke“ genannten Ernteschmaus bezeichnet, und dem das schweizerische „Krähhahn“ entspricht, übrig geblieben. In westphälischen Gegenden begegnen wir neben Aehnlichem auch deutlicheren Ueberbleibseln der alten Feier. Bei Necklinghausen heißt der Ernteschmaus „Bauthahn“, in Osterwieck, Roesfeld und Horstmar „Stoppelhahn“. Zu Kohlstädt am Lippschen Walde setzt man bei der Einfuhr des Getreides auf das letzte Fuder einen vergoldeten Hahn, der allerlei Frucht im Schnabel trägt und nachher meist am Hause aufgehängt wird, und ähnlich verfährt man in der Gegend von Warburg, wo der mit Fliattergold überzogene Hahn in einer Blumenkrone, und zu Varßen bei Pyrmont, wo er in

einem Kranze zu sitzen pflegt. Ueberdies erinnert nur eine im Erntekranz angebrachte Hahnenfeder noch an ihn.

Von andern Gebräuchen der Getreideernte können wir hier nur die beiden hessischen erwähnen, nach welchem man die ersten Halme von einem Kinde unter fünf Jahren schneiden und das erste Strohseil zu den Garben von einem Kinde unter sieben Jahren winden läßt und die erste gebundene Garbe Nachts zwölf Uhr durch die hintere Scheunenthür hinauswirft; sie ist „für die Engel vom Himmel“ und heißt der „Erntesege.“

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit seine Hauptnahrung, mit dem Flachs seine Hauptkleidung in die Scheune, und so hat die Ernte des letzteren ebenfalls manchen alten Zug bewahrt. Dieß ist namentlich in Norddeutschland der Fall. Zu Niemke bei Bochum band man früher nach beendigter Ernte, wenn der Flachs ins Wasser gelegt wurde, in eins der Bunde ein Butterbrot, welches man den „Fretboden“ nannte. In Frankenu legt man noch jetzt in das Bund drei Wiesenblumen und eine Sichel. Butterbrot und Blumen sind wohl ein Opfer für die Göttin Fricc oder Holle, die dem Flachsbau vorstand, während die Sichel, wie alles Eisen im Aberglauben, vor bösem Zauber schützen sollte. In einigen westphälischen Orten ferner herrscht die Gewohnheit, demjenigen, der zuletzt mit dem Reinigen seines Flachses zu Stande kommt, eine mit „Scheve“, d. h. mit Flachs- oder Hansabfall, ausgestopfte Puppe, die der „Schevekerl“ heißt, vor die Thür zu stellen. Wer seinen Flachs zu spät schwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der Schlepbrake, dem Werkzeuge der Schwingenden, das „Schlepwis“ genannt wird, am Abend heimlich vor das Haus gesetzt.

Interessanter und poetischer sind die ländlichen Feste, die sich in einzelnen einsam liegenden Weilern der Bergzüge am Niederrhein, vorzüglich im Bergischen und Siegenschen, erhalten haben, die sogenannten „Schwingtage“, an denen die Bäuerinnen des Ortes sich gemeinsam der Zubereitung des geernteten Flachses unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechselndes Einweichen und Trocknen mürbe geworden sind, in der letzten Hälfte des October, finden sich die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Höfe desselben zusammen. Zuerst werden die Stengel auf der Breche oder dem Flachsäuel, einer sehr einfachen Maschine, wo zwei in einandergreifende gezähnte Holzsheeren sie fassen und zermalmen, bis auf den zähen Bast gänzlich zerrieben. Dann wird dieser Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrechtstehenden Bretes, des sogenannten Schwingstocks, mittelst der Schwinde, eines dünnen fächerartigen Schlägels, von den daran noch feststehenden Stengelbrocken, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Fasern zertheilt. Zwanzig, ja bisweilen doppelt so viele Frauen versammeln sich zu dieser Verrichtung unter freiem Himmel oder auf

der Scheunte. Jede führt außer ihrem Geräth und Werkzeug einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen Jauchzen und Gesang vom Morgen bis in die Nacht hinein. In einzelnen Pausen werden eigenthümliche Gerichte und Getränke gereicht, bisweilen auch alte Spiele vorgenommen, worauf es wieder an die Arbeit geht — nichts von alledem geschieht nach Zufall oder Belieben, Alles nach dem Herkommen und bestimmtem Ritus, als wenn es, wie einst, im gewissen Sinne einer heiligen Handlung gälte.

Nachdem die Schwingerinnen sich vor ihren Schwingstöcken in Reihen geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat und die Zungen durch den reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Ober'm Lindenbaum, da geht er auf.
Blumen im Thal, Mädchen im Saal!
O Du tapfre Rose!“

Das blaue Blümelein ist die Flachsblütze. Die Strophe wird so viele Male wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung bezeichnet das Haus einer derselben als Ausgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, die alle in Moll gehen, meist rasch bewegt sind und gewöhnlich erotischen Inhalt haben oder einen Balladenstoff behandeln. Manche unter denselben mögen mehrere hundert Jahre alt sein, wenn man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Alliterationen, mit denen sie durchweht sind, schließen darf. Dahin gehört u. A. die Ballade: „Zu Engelheim ein Lindenbaum“, die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Geschichte von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. Andere alte und merkwürdige Schwingtaglieder sind: das vom „Abendreuter“ (Abenteurer), einem Grafensohne aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie zuletzt als Dienstmagd in einer Schenke am Rheine findet, dann das vom Pfalzgrafen Heinrich dem Wüthigen, der seine Gemahlin erschlug, und das von der unschuldig gehenkten und schließlich wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt, die der Dichter der Ballade am Galgen von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehen werden läßt. So folgt ein Lied dem andern, bald wird ein ernstes, bald ein heiteres angestimmt, bis wieder ein auf den Flachs bezügliches beginnt. Die Schwingerinnen singen dann gewöhnlich:

„Es flog eine weiße Taube
 Wohl aus dem Lindenbaum,
 Sie flog wohl über Grünhaide
 Vor Edelkönigs Haus.
 Was trug die weiße Taube?
 Ein blau, blau Blümelein.
 Die jüngste Königstochter
 Soll spinnen ein Fädchen fein.“
 u. s. w.

Nach diesem Liede, welches meist in die ersten Stunden des Nachmittags fällt, verläßt die Gesellschaft plötzlich ihre Schwingstöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Erdhügel oder eine künstliche Erhöhung über dem Boden, wo dann Alle, gegen Morgen gewendet, mit erhobenen Händen dreimal aus voller Brust auffauchzen. Was das zu bedeuten hat, weiß Niemand zu sagen. „Es ist von Alters her so gebräuchlich“ erhält der danach Fragende zur Antwort. Vielleicht rief man in der Urzeit den Namen der Erdmutter aus, die dem Bau und der Verarbeitung des Flachses vorstand; denn möglicherweise ist hiermit in Verbindung zu bringen, daß ehemals am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Auffauchzen nach Osten hin Sitte war, daß man in Westphalen bei den ländlichen Festlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, und daß die Schwingefeste früher nur am Freitage abgehalten wurden, welcher jener Göttin des saatengebährenden Erden Schooßes, des Flachsegens und der Spinnkunst geweiht war.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen und Mädchen ihr Schwingen und Singen von Neuem, und das geht so lange fort, bis sich am Abend die jungen Männer des Ortes und der Nachbarschaft einfänden, um an dem nun folgenden Tanze theilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen nach Hause zu geleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschah es dabet, nach dem Zeugniß eines alten Predigtbuches, daß „die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Rakendärmen überspannten und neben dem Hackebret darauf schnurrten zu teuflischem Hallo und Hopsa.“

Bei der Arbeit der Schwingtage sowie später beim Tanze wird ein nur bei dieser Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemisch aus Wein oder Sontigwasser mit Antsbranntwein, worin Pfefferkuchen zerweicht ist, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu sind Mehlkuchen und Hirsebret. Jenes Getränk, „Kümpchen“ genannt, wird, da es breiartig dick ist, mit Löffeln genossen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burschen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Schüsselchen auf dem Schooße, ihr Schatz

kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten mittelst des Löf-
fels gespeist.

Das Uebermaß des Genusses dieser heraufschendenden Suppe führte bei
mehr als einer jener Zusammenkünfte zu Unfug und blutigen Raufereien
während des Heimwegs der Paare, indem man den Raub der Sabinerinnen
nachahmte. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingfeste zu eifern
begann, und daß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch die weltlichen Be-
hörden mit Verboten und Strafen dagegen einschritten. Auf diese Weise ist
die ursprünglich allenthalben am Niederrhein verbreitete Sitte auf der Ebenen
allmählich verschwunden, und selbst in den Bergen kommt sie nur an wenigen
Orten noch vor.

Die deutsche Sprache in der Provinz Preußen.

Lange hat es gedauert, ehe das Amtssprachen-Gesetz verkündigt worden
ist. Die Erklärung dieser Verzögerung liegt nahe. Nicht daß die himmel-
schreienden Proteste, die Massenpetitionen der Polen, zum Theil sogar an die
allerhöchste Stelle gerichtet, bei unseren Staatsmännern einen beunruhigenden
Eindruck hervorgerufen und sie zum Zaudern bewogen hätten. Mit einer
solchen Erklärung können sich eben nur die polnischen Nationalitätseiferer
schmeicheln. Der wahre Grund der verzögerten Publication des Gesetzes liegt
offenbar darin, daß mit ihm gleichzeitig die Königl. Verordnung, welche
die vorläufigen Ausnahmen von der Anwendung des Gesetzes enthält, er-
scheinen mußte. Da eine solche Verordnung Gesetzeskraft besitzt, so durfte
sie nicht übereilt werden, sondern es mußten ihr die genauesten Ermittlungen
über das unzweifelhafte Bedürfniß des ferneren amtlichen Gebrauchs der
fremden Sprachen in den vorherrschend un deutschen Landestheilen vorher-
gehen, damit die Würde des Gesetzes nicht durch nachträgliche Zusätze oder
Abänderungen geschädigt würde.

Dafür, daß wir auf das Gesetz etwas warten mußten, erhalten wir
durch dasselbe auch werthvolle und zuverlässige Auskunft über die Ver-
breitung und Machtstellung der Staatssprache in den gemischt-deutschen
Grenzgebieten, welche einigen Ersatz dafür gewährt, daß die statistischen